

Esther Maria Kürmayr, Arifa Nazari und Rachida Toubal im Gespräch mit der MA 57

Partizipative Arbeit in migrantischen Communities: Ein Gespräch mit drei Aktivistinnen

Herzlich willkommen in der Frauenabteilung. Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben, um von Ihrem Engagement zu erzählen. Wir würden gerne von Ihnen wissen, in welchen Vereinen sie aktiv sind, was Ihr Angebot umfasst und welche Ziele Sie verfolgen?

Arifa Nazari: Ich bin im Katib Kultur Zentrum, einem afghanischen Verein, aktiv. Den Verein gibt es seit 2010, er wurde zur Unterstützung von Flüchtlingen, Familien, alleinstehenden Personen und Jugendlichen gegründet. Wir unterstützen bei der Sprache und beraten. Seit 2013 dolmetschen wir auch. [...] Wir geben auch Konzerte und machen andere Veranstaltungen, so dass sich einerseits afghanische Neuankömmlinge hier zu Hause fühlen können und sich nicht verloren fühlen und andererseits ÖsterreicherInnen mit afghanischem Migrationshintergrund die Kultur ihrer Eltern kennenlernen.

Beraten Sie vor allem Flüchtlinge aus Afghanistan oder auch aus anderen Herkunftsländern?

Nazari: Wir sprechen nur persisch, deswegen können wir auch nur persisch-sprachige Flüchtlinge unterstützen, egal ob sie aus dem Iran, Afghanistan oder Pakistan kommen.

Frau Kürmayr, was sind die Aufgaben der Schwarzen Frauen Community?

Esther-Maria Kürmayr: Bei uns ist es so, dass wir einerseits Empowerment-Arbeit für Frauen und Kinder machen. Zum einen Beratung, zum anderen auch stärkende Projekte ganz unterschiedlicher Art. Wir arbeiten aber auch mit unterschiedli-

chen Personengruppen der Mehrheitsgesellschaft im Rahmen von Sensibilisierungstrainings. Das würde ich so als die Hauptsäulen unserer politischen Arbeit sehen. Da bei uns die Gruppen offen sind und alle kommen können, kommen auch Flüchtlinge zu uns, aus allen Ländern, aus den Flüchtlingsheimen, die vor allem bei uns in der Nähe sind. Das hat uns manchmal schon personell an ziemliche Grenzen gebracht, weil wir eine sehr, sehr kleine Struktur haben und mit einem Schlag bei uns doppelt so viele Personen da waren wie sonst bei uns betreut werden und wir diese Kapazitäten eigentlich nicht haben.

Wie gehen Sie mit den unterschiedlichen Sprachen um? Beraten Sie auf Deutsch oder in anderen Sprachen?

Kürmayr: Wir haben ein ziemlich breites Spektrum an Sprachen, die wir in Einzelterminen anbieten. Prinzipiell ist es schon so, dass wir die Frauen dahingehend begleiten, dass sie nach und nach auch in Deutsch beraten werden können, weil sie nur dann auch wirklich an unseren Frauenprogrammen teilnehmen können. Wir haben so viele Frauen aus so vielen verschiedenen Ländern, dass die einzige gemeinsame Sprache Deutsch ist.

Was macht der Verein Wafaa, Frau Toubal?

Rachida Toubal: Wir bieten Informationen zu Aus- und Weiterbildung an, machen Veranstaltungen, Workshops und Vorträge. Wafaa ist ein Verein für alle Frauen. Für viele arabische Frauen aus unterschiedlichen Ländern und auch für die Mädchen, die hier geboren sind. Ich berate die Frauen bei ihrem weiteren Bildungsweg, damit sie eine Chance am Arbeitsmarkt haben. Für die Frauen ist das sehr wichtig, manche haben bereits ein Studium abgeschlossen und wollen finanziell unabhängig sein, sie haben Fähigkeiten und Kompetenzen, aber sie haben niemanden, der ihnen den Einstieg in den Arbeitsmarkt zeigt. Die Beratung war meine Idee, wir haben auch eine Hotline und beraten Frauen bei Gewalt oder einfacheren Fragen. Wir nehmen auch Kontakt mit Institutionen auf, z.B. bei Gewalt mit der Interventionsstelle. Gerade jetzt gibt es viele Probleme bei den Flüchtlingen. Informationen sind hier wichtig, da sie die Sprache nicht kennen und aufgrund von Segregation, Rassismus

oder wegen dem Kopftuch nicht am Arbeitsmarkt akzeptiert werden. Ich finde es nicht korrekt, wenn Frauen unterdrückt werden und darüber hinaus keine Chancen und Möglichkeiten haben, zu zeigen, was sie können. Wir versuchen hier zu helfen

Nazari: Ich habe noch etwas vergessen zu sagen. Wir bieten seit 2013 auch Deutschkurse für AnalphabetInnen an. Und wir haben auch Kurse in Farsi, damit kleine Kinder und auch Ältere ihre Muttersprache lernen können. An allen Kursen können auch Männer teilnehmen.

Der Verein bietet also verschiedene Aktivitäten für Frauen und Männer an?

Nazari: Genau. Es ist eigentlich eher ein kultureller Verein mit sozusagen mehreren Abteilungen für verschiedene Gruppen. Frauen und Männer sind beiderseits willkommen und werden gleichbehandelt.

Welche Strukturen haben Ihre Vereine? Erreichen Sie die Personen, die Sie erreichen wollen leicht oder entsteht das Interesse von selbst? Das interessiert uns auch in Bezug auf Flucht, weil Sie erwähnt haben, dass Sie mit Flüchtlingen arbeiten.

Toubal: Wir sind offen für alle Frauen! Unsere Kapazität umfasst einen kleinen Raum, wo wir Vorträge abhalten. Die Problematik ist die, dass Vereine zwar viel machen wollen, es ihnen aber an Ressourcen fehlt. Wir versuchen unser Bestes, zum Beispiel im Bereich Bildung und Beratung. Gerade Frauen, die zuvor schon gearbeitet und Karriere gemacht haben fällt es schwer, hier untätig zu sein, da sie trotz ihrer Ausbildung von Null anfangen müssen. Beim Kompetenzcheck hatte ich zum Beispiel eine Frau, die 20 Jahre als Rechtsanwältin gearbeitet hat. Hier werden jedoch ihre Diplome nicht anerkannt und ohne Deutschkenntnisse und die richtige Ausbildung kann sie nicht in ihrem Beruf arbeiten, auch ist das Alter ein Thema. Das ist dann psychisch sehr belastend für diese Frauen, da sie auch eine Flucht verarbeiten müssen, vielleicht sogar Familienmitglieder verloren haben und sich um ihre Kinder sorgen müssen. Wafaa versucht, diese Frauen ein bisschen zu stärken und sie zu beraten, um ihnen die Möglichkeit zu geben, Fuß am Arbeitsmarkt zu fassen.

Sind Ihre Mitarbeiterinnen hauptberuflich bei Ihnen beschäftigt?

Toubal: Nur eine, alle anderen arbeiten ehrenamtlich.

In welchen Sprachen beraten Sie?

Toubal: Ich berate auf Arabisch, Englisch und Französisch.

Frau Kürmayr, wie ist Ihr Verein strukturiert?

Kürmayr: Also nach innen sind wir auch eine kleine, mit bescheidenen Mitteln funktionierende Organisation. Wir haben auch nur zwei Teilzeitangestellte und ein kleines Büro, wo wir den Sitzungsraum mitbenützen können. Und für die Aktivitäten mit den Familien mieten wir eine Schule. Bzw. für Projekte mieten wir Räume an, sodass wir diese nicht laufend zahlen müssen und haben da sehr tolle Konditionen aufgrund unglaublich vieler Menschen, die unsere Arbeit unterstützen. [...] Es ist eine Struktur, die mit wenig Geld und sehr viel Engagement gewachsen ist. Und ich merke, das hält es letztlich am Leben. [...] Die Leute zu erreichen ist ganz einfach. Sie kommen einfach. Wir machen uns keine Gedanken, woher sie kommen, sie kommen. Wir machen auch keine Werbung, weil wir eigentlich auch nicht mehr Leute versorgen könnten.

Der Bedarf wäre also größer?

Kürmayr: Die Leute bedauern auch öfter, warum sie nur so selten zu uns kommen können. Der Bedarf ist viel höher als die Möglichkeiten. Wir müssen die Angebote letztlich eher reduzieren als ausbauen. Das heißt, es gibt für den Bedarf immer weniger Möglichkeiten.

Engagieren Sie sich in ihrem Verein auch hauptsächlich ehrenamtlich?

Kürmayr: Nein, ich und eine Kollegin sind angestellt, dann gibt es noch viele Honorarkräfte, aber letztlich ist es bei allen vor allem ein unglaublich großer Motivationsfaktor, weil sonst würden sie um dieses Geld schon längst nicht mehr arbeiten.

Nazari: Bei uns gibt es keine Angestellten oder so, alle machen das freiwillig.

Machen Sie Werbung nach außen, Frau Nazari?

Nazari: Wir machen eigentlich keine Werbung, aber durch Veranstaltungen, die wir machen, und unsere Kontakte zu afghanischen Vereinen werden wir beworben. Eigene Werbung machen wir nicht, sie kommen selber zu uns.

Toubal: Das wollte ich auch sagen. Für unseren Verein ist das auch kein Problem, die Frauen kommen einfach. Sie wollen etwas Neues und Fuß fassen in dieser Gesellschaft. Integration ist, denke ich, realistisch, wenn jede ihren Platz in der Gesellschaft findet, durch Bildung, Schule, Arbeit und mit Sicherheit. Diese vier Ebenen sind sehr wichtig. Die Frauen fühlen sich in Europa unterdrückt, mit Gewalt, mit familiären Problemen und neuem Stress, wenn ihre Familien da sind. Nicht nur der Stress vom Krieg, sondern der der Untätigkeit, sie wollen arbeiten, sie wollen Deutsch lernen und ihren Kindern etwas beibringen. Das ist kompliziert für die Familien, für die Frauen. Weil die Frau ist die wichtigste Person in der Familie. In der arabischen Welt ist die Frau die Chefin. Sie muss die Chefin sein, weil sie alles macht. Sie macht einen großen Teil der Arbeit zu Hause und draußen auch. Das ist eine sehr wichtige Rolle. Und die Frauen haben einen Traum von Europa und der großen Freiheit, wenn sie kommen. Dann sind sie da und finden keine Wohnung, keine Arbeit und dieser Traum, diese Träume werden Alpträume. Wir müssen da Informationen bereitstellen und den Weg zeigen. Alles ist möglich, aber ein, zwei Jahre müssen wir daran arbeiten.

Das bedeutet, dass also die Frau in der arabischen Community eine zentrale Rolle einnimmt.

Kürmayr: Ich glaube, dass dies bei den schwarzen Frauen in der Regel auch so ist, dass sie eine ganz, ganz tragende Rolle in den Familien haben und dass es deswegen so wichtig ist, dass diese Frauenarbeit in den Familien auch weiter möglich ist. Denn die Frauen sind es, die die Kinder letztlich ermächtigen, hier zu partizipieren. Sehr oft ist es für die Frauen selber nur am Rande möglich.

Aber wenn niemand da ist, der ihnen die Türen öffnet, werden die Kinder hier eigentlich zu einer Unterschicht erzogen, aus Mangel an Möglichkeiten. Und es ist ganz ähnlich wie bei den arabischen Frauen. Die Familie ist in der Hand der Frauen. Es ist sehr oft so, dass der Mann nach außen repräsentiert, aber letztlich ist die Chefin in der Familie die Mutter. Und die koordiniert, wer wohin geht und welche Ausbildung macht, und es gibt ja auch eindeutige Zusammenhänge zwischen ihrem Bildungsabschluss hier und den Möglichkeiten, auch beruflich tätig zu sein und den Bildungsabschlüssen der Kinder.

Die Form der Bildungspartizipation der Mütter beeinflusst also die der Kinder?

Kürmayr: Ja, dass sie hier keinen Zugang zu Bildung haben, nämlich unabhängig davon, ob ihre Mütter im Herkunftsland Ausbildungen haben oder auch nicht. Aber wenn sie sie nicht hatten, dann haben sie es noch schwerer, dann ist diese gesamte Struktur auch nicht Teil ihres Horizonts. Und dazu kommt ja noch, dass diese Kinder familiär oft große Probleme haben, weil sie die Erwartungen der Familie nicht erfüllen. Bei afrikanischen Familien ist das Wichtigste im Leben überhaupt die Bildung. Und wenn die Kinder das nicht erfüllen, gibt es ganz große familiäre Konflikte aufgrund dieser Erwartung: Du bist jetzt in Europa und hast jetzt alle Möglichkeiten, warum schaffst du das nicht?

Die unmittelbare Familie hat also hohe Erwartungen, kann aber nur wenig Unterstützung bieten?

Kürmayr: Ja, weil sie vieles eben nicht kennen. Sie sind in einer Struktur groß geworden, wo es diese diskriminierenden Mechanismen nicht gibt, die die Kinder jetzt hier haben. Sie kennen keinen strukturellen Rassismus, weil sie ihren Bildungsweg in ihren Herkunftsländern [gemacht] haben, in denen sie Teil der Gesellschaft sind und nicht eine Minderheit. Das heißt, sie können sehr oft die Realitäten ihrer Kinder nur sehr am Rande nachvollziehen.

Ist das ein Generationenkonflikt?

Kürmayr: Nicht wirklich, nein, es ist kein Generationenkonflikt. Es ist ein Konflikt unterschiedlicher Lebensrealitäten, der sich gesellschaftlich abspielt und dann eben ganz punktuell auch im Bildungszusammenhang. Und da bräuchte es weit mehr vermittelnde SchulsozialarbeiterInnen zum Beispiel.

Da Partizipation damit auch wieder zusammen hängt?

Kürmayr: Genau, es braucht oft Vermittlungspersonen in den Schulen, die nicht da sind. Das sind ja mehrheitsgesellschaftlich strukturierte Schulen und es gibt sehr oft keine Vermittlungspersonen, intern. Es gibt viel guten Willen, aber oftmals bräuchte es etwas mehr Einsicht in Familienstrukturen, zum Beispiel in afrikanische, um da die Kommunikation gelingen zu lassen.

Es bräuchte also einen Appell an die Schulen und LehrerInnen, um solche Hemmnisse überwinden zu können. Sind das Bildungshemmnisse oder in erster Linie politische Partizipationshemmnisse?

Kürmayr: Oh ja, das ist letztlich auch politische Partizipation, ob es gelingt, die Eltern in der Schulstruktur in die Bildung ihrer Kinder einzubeziehen oder nicht. Das ist die politische Partizipation, die wir am unmittelbarsten erleben, wo es auch am meisten Hemmnisse gibt. Weil, dass die Frauen sich jetzt in politischen Parteien engagieren, das ist eine Minderheit. Oder dass die Frauen politische Anliegen mittragen, das ist etwas, was wir oftmals nur am Rande bewirken können, weil sie mit ihrer eigenen Lebenssituation so beschäftigt sind. Aber diese Partizipation, wenn sie gelingt, ist fantastisch. Da sind die Frauen auch sehr bereit mitzutragen. Und wenn es da LehrerInnen gibt oder Schulstrukturen, wo wir eine Verbindung schaffen können, sind sehr, sehr viele Frauen auch dankbar, etwas zu diesem Gelingen beitragen zu können und Vermittlungsarbeit zu leisten.

Zusammengefasst ist also die Rolle der Frau von zentraler Wichtigkeit, angefangen von der Familie bis zur Partizipation der Kinder in Schulen.

Nazari: Bei uns Afghanen ist es genauso wie bei den anderen. Die Frauen sind eigentlich das Bildungszentrum der Kinder, und Männer repräsentieren eher nach außen. Die Mädchen, die Bildung bekommen, bekommen diese eigentlich eher von der Mutter, und der Vater hat da eher sehr wenig teil. Bei uns ist es so, dass sehr viele Frauen Analphabetinnen sind, die können diese Bildung, wie schon gesagt wurde, nicht weitergeben, aber sie erwarten sehr viel von ihren Kindern, vor allem, dass sie sich weiterbilden. Egal was, sie müssen zum Beispiel studieren, und das, was afghanische Familien wollen ist, dass du Ärztin oder Arzt wirst beziehungsweise Anwältin und so weiter. Und es ist für afghanische Frauen schwer, diese Bildung zu ermöglichen. Die Kinder aber, vor allem die Mädchen in Afghanistan, die null Kontakt zur Bildung hatten, müssen hier auf einmal hohe Erwartungen erfüllen. Noch dazu wollen vor allem Mütter nicht, dass deren Töchter dasselbe Schicksal haben, wie sie es hatten und wollen, dass das Mädchen sich viel Wissen aneignet und ein Vorbild für in Afghanistan lebende junge Leute wird und zeigt, dass man als Frau sehr weit kommen kann, wenn man bestimmte Möglichkeiten hat.

Toubal: Die Frau ist, auch wenn sie vielleicht arbeitet, sozusagen nicht verpflichtet, die Familie finanziell zu unterstützen. Aber wenn sie in Österreich ist, gibt es viele Aufgaben: Die Wohnung ist teuer, das gesamte Leben, und auch das Niveau ist höher. So müssen beide, also das Paar muss arbeiten, und die Erwartungen an die Frauen sind größer. Sie muss mehr machen, mehr für die Familie, mehr für die Arbeit, für die Schule, das sind viele Forderungen. Vielleicht hat sie vorher 50 % gemacht, und jetzt muss sie vielleicht 150% machen. Und das ist eine große Belastung für die Frauen.

Gerne würden wir noch wissen, was Ihre persönliche Motivation war, politisch aktiv zu werden?

Toubal: Was meinen Sie mit politisch aktiv?

Das ist ein weiterer Begriff, aber hier beispielsweise in Bezug auf ihr zivilgesellschaftliches Engagement.

Toubal: (lacht) Ja, weil politisch bin ich nicht engagiert.

Politisch kann ja mehr bedeuten als in einer politischen Partei mitzuarbeiten, aber wir können es auch zivilgesellschaftlich nennen.

Toubal: Zivilgesellschaftlich schon, ja.

Die Frage wäre die nach Ihrer Motivation, wie und in welcher Form Sie damit begonnen haben, sich zu engagieren. Was war Ihre Sozialisation?

Toubal: Also genau weiß ich das nicht, vielleicht bin ich so geboren. Auch als ich noch in Algerien war habe ich begonnen, bei einer Zeitung zu arbeiten und bei vielen Aktivitäten im Gymnasium mitzumachen.

Frau Kürmayr, was war für Sie das Schlüsselerlebnis?

Kürmayr: Ich würde sagen, die Key Experience ist es, in einer Minderheitensituation als sichtbare Minderheit in einer Mehrheitsgesellschaft geboren worden zu sein. Und das würde ich auch den Beginn der Politisierung nennen, dieses letztlich von Anfang an zu schauen, wie man hier überleben kann. Psychisch wachsen, sämtliche sozialen Entwicklungen trotz aller Barrieren machen. Das würde ich als politisierend genug nennen (lacht).

Und Sie haben die Schwarze Frauen Community mitbegründet?

Kürmayr: Ja wir haben sie 2003 gemeinsam gegründet.

Wie war das bei Ihnen, Frau Nazari?

Nazari: Mein Vater und meine Schwester haben angefangen, sich zu engagieren, ich bin später dazu gekommen. Zusätzlich war für mich die Motivation, dass ich selber Flüchtling bin und es für mich am Anfang sehr schwer war, weil es hier keine Afghanen gab, die dolmetschen konnten, und es für mich schwer war, mich hier in Österreich zurechtzufinden und zu integrieren. Was von mir verlangt wurde, konnte ich nicht wirklich geben. Ich wusste

nicht, wie man sich in eine neue Gesellschaft integriert und das war eigentlich meine Motivation: dass ich den neuen Leuten und denen, die hier leben helfe, sich zu integrieren und sich in einer neuen Gesellschaft zurechtzufinden, sich weiterzubilden und zu zeigen, dass sie nicht nur Frauen sind beziehungsweise nicht nur Flüchtlinge sind, sondern noch mehr: dass sie Menschen sind, dass sie zu dieser neuen Gesellschaft etwas beitragen können.

Was bedeutet Partizipation und gesellschaftliche Teilhabe generell für Sie? Wir haben ja bereits über den Bildungsaspekt geredet.

Nazari: Also gesellschaftliche Teilhabe ist nicht nur durch Bildung erreichbar, sondern dadurch, dass man sich irgendwie in Österreich zu Hause fühlen kann und nicht als Flüchtling, nicht als Migrantin und nicht als eine Österreicherin mit Migrationshintergründen, sondern einfach: Ich bin hier zu Hause, und das sollte eigentlich reichen. Das ist Teilhabe für mich, denke ich. Ich zum Beispiel, ich bin Österreicherin mit Migrationshintergründen, und ich fühl mich hier in Österreich zu Hause, aber ich sehe und merke, dass ich hier nicht ganz zu Hause bin. Ich fühl mich, wenn ich auf die Straße geh, nicht zu Hause, und das finde ich für afghanische Frauen sehr wichtig, dass sie, egal wo, dass sie sich einfach zu Hause fühlen in der Gesellschaft.

Partizipation und Teilhabe bedeutet also für Sie auch, von außen anerkannt zu werden?

Nazari: Genau! Von außen anerkannt und akzeptiert zu werden!

Toubal: Wir wollen diesen Frauen ein Vorbild sein, ihnen Mut machen. Mein Engagement wird dadurch auch Teil der Gesellschaft, in die ich möchte. Mit 25 bin ich hierhergekommen und bin jetzt schon seit 22 Jahren hier, und ich finde, dass ich zwar ein Teil der Gesellschaft bin, aber trotzdem fühle ich mich nicht 100% zu Hause. Ich fühle mich 85% zu Hause, weil ich eine Arbeit habe und hier wohne, sage ich immer. Wenn die Frauen, die zu uns kommen, einen sicheren Job haben und sich in einer sicheren Situation befinden und etwas machen, können sie teilhaben. In meiner damaligen Situation war es

leicht hierher zu kommen, ich war verheiratet und habe innerhalb von einem Tag meine Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung erhalten. Für andere ist es nicht so leicht, da sie vielleicht unter sehr schwierigen Konditionen als Flüchtlinge gekommen sind. Ich habe das Gefühl, ich muss diesen Frauen ein bisschen was zeigen und ihnen aus ihren Schwierigkeiten weiterhelfen. Psychologisch und Sozial!

Also Teilhabe im Sinne von Unterstützung bekommen?

Toubal: Ja, wir haben dieses Gefühl, dass wir etwas haben und das auch weitergeben wollen, und das ist sehr wichtig für mich. Also persönlich bin ich sehr froh, wenn ich einer Frau helfe, und ich finde das sehr gut, wenn die Frauen kommen und sagen: Ja, das habe ich geschafft. Ja, ich habe etwas gemacht und habe mich einmal getraut, aber Sie haben mir auch ein bisschen geholfen.

Frau Kürmayr, was bedeutet für Sie politische Teilhabe oder Partizipation oder gesellschaftliche Teilhabe?

Kürmayr: Das bedeutet für mich, in der österreichischen Gesellschaft einen Platz zu finden und sich Türen zu öffnen, sodass auf den unterschiedlichen Ebenen Zugänge möglich sind. Die Partizipation hängt natürlich davon ab, wie weit auch die österreichische Gesellschaft bereit ist, ein vielfältigeres Bild von ÖsterreicherInnen letztlich aufzunehmen, weil selbst unsere Kinder der 2. und 3. Generation noch immer dieses Bild vermittelt bekommen, sie sind hier nicht zu Hause. Aber die sind nicht hierher geflüchtet, denn die Eltern sind schon von hier. Aber trotzdem bekommen sie vermittelt – von überall –, dass sie hier fremd sind, dass sie doch irgendwo anders zu Hause sind und dorthin auch möglichst zurückgehen sollen. Die haben aber nur dieses Zuhause hier, also dieses Zuhause kann zur gelungenen Partizipation vieles beitragen, indem es einfach den Horizont erweitert und zum Beispiel nicht mehr fragt, wenn ein schwarzer Mensch sagt: „Ich bin aus Österreich“: „Ah wirklich?“, oder „Wo kommst du denn wirklich her?“ oder „Wo kommen denn deine Eltern her?“ Was in einen persönlichen Bereich geht, wo man an sich aus Gründen der Höflichkeit niemanden fragen würde, woher die Eltern sind.

Sichtbare Minderheitsmerkmale können Partizipation also erschweren.

Toubal: Ja, ich habe auch einen Sohn, der ein bisschen dunkler ist als ich und hier geboren ist und gerade im ersten Jahr an der Universität studiert, und wenn wir zum Beispiel aufs Land fahren, fragen ihn die Leute: „Ah, du bist Ausländer und sprichst Deutsch? Aber du bist doch dunkel und nicht weiß?“ Also Hautfarbe, Kopftuch und Akzent sind Ausschlusskriterien.

Nazari: Dazu möchte ich noch sagen, da die neue Generation genannt wurde, dass diese neue Generation sich hier zum Beispiel nicht zu Hause fühlt und in dem Herkunftsland der Eltern fühlt sie sich auch nicht zu Hause. Die sind irgendwie verloren, und das führt zu Depressionen. Zum Beispiel wird man hier Ausländerin genannt, und in der Heimat wird man Österreicherin genannt, da verliert man sich. Man sollte halt akzeptiert werden, toleriert werden und wie Frau Kürmayr gesagt hat: es ist einfach wichtig, dass man ein Mensch ist und fertig aus, egal mit welcher Religion, Hautfarbe, man ist Mensch und fertig.

Kürmayr: Das würde ich mir eigentlich als gesamtgesellschaftliches Konzept wünschen. In der Schwarzen Frauen Community sind die Hälfte der Menschen, die zu uns kommen, weiß, und da fragt niemand: „Woher bist du denn wirklich oder wieso glaubst du denn wirklich, dass du zu uns gehörst?“ Und ich merke, es funktioniert so gut, und es ist so einfach, und es öffnet so viele Türen, nicht nur im Geist, sondern auch im Herzen, dieses Miteinander. Ich merk, das würde ich mir letztlich nicht nur für die sichtbaren Minderheiten wünschen, ich würde das auch für die Mehrheitsgesellschaft wünschen, diese erfrischende Energie, die wir da eigentlich immer zu spüren bekommen.